städtchen Ellrich aus versprach er in einer hochtönenden Proklamation den Braunschweigern alles Mögliche und rückte mit einer Schar von Bauern, Waldarbeitern und Gesindel bis an die braunschweigische Grenze bei Zorge vor, wo ihn ein Leutnantskommando zur Umkehr zwang. Von dem empörten Volke bedroht, floh er über Witzenhausen, Thüringen und Mainz nach Paris. Der Bundestag erklärte ihn für regierungsunfähig; und sein Bruder führte bis 1884 die Geschicke des braunschweigischen Landes.

Die ganz alten Pariser erinnern sich noch des Diamantenherzogs, wie er aus seinem goldvergitterten Palais hinaus ins Bois de Boulogne fuhr, in einer silbernen Karosse mit vier edlen Pferden davor. Die beiden Grooms hinter ihm schnitten ihm heimlich Fratzen und Gesichter, denn dieser schrullige Egoist konnte mit seinen Millionen keine Liebe und Achtung kaufen.

Er ist nur eine Figur aus dem Kuriositätenkabinett der Kulturgeschichte, dieser Diamantenherzog, der über seinen welken Glatzkopf täglich eine Perücke mit anders geschnittenen Haaren zog, um ein Wachstum seiner Haare vorzutäuschen. Er hatte etwas von dem, was der Engländer unübersetzbar Spleen nennt; ihm geht es wie manchem anderen Narren: die Lächerlichkeit tötete sein Andenken nicht, sondern sicherte ihm ein zweifelhaftes Asyl in der Anekdote.

## Altindische Tierfabeln

Erzählt von Oscar Klein.

Es war einmal ein Brahmane, der war so dumm, daß die Leute von ihm sagten, er könne nicht einmal einen Hammel nach Hause tragen. Das ärgerte ihn, und darum ging er eines Tages in das nächste Dorf, kaufte dort einen fetten Hammel, lud ihn auf die Schultern und machte sich wieder auf den Weg nach Hause. Als er durch den dichten Wald kam, sah ihn dort ein Schakal von weitem mit dem Hammel gehen und sprach zu seinen beiden Freunden, einem Wolf und einer Krähe, die mit ihm zusammen saßen und hungerten: „Ach, wenn wir nur dem Mann den Hammel fortnehmen könnten, wir wollten uns daran tüchtig sattessen." Der Wolf meinte, das wäre sehr gut, aber leider unmöglich. „Warum?" fragte die Krähe. „Wenn ihr mir folgen wollt, so könnten wir den Brahmanen mit leichter Mühe um seinen Hammel bringen." Hierauf besprachen sich die Dreie, und als der Brahmane herankam, ging ihm der Wolf entgegen und sagte: „Guten Tag, Onkel, sag nur um alles in der Welt, was schleppst du dich mit dem unreinen Tiere, mit dem toten Hund herum?" — „Du bist wohl verrückt, das ist kein Hund, sondern ein fetter Hammel", war die Antwort. „Meinetwegen", sagte der Wolf, „wenn du das für einen Hammel hältst, mir kann es ja recht sein", und ging seiner Wege. Als der Brahmane einige Schritte gegangen war, begegnete ihm die Krähe und fragte ganz verwundert: „Sage, Oheim, was soll denn das bedeuten, daß du mit einem toten Hunde hier im Walde herumläufst?" „Selber toter Hund!" rief der Brahmane erzürnt, „du dumme Krähe, kannst du keinen Hammel von einem Hund unterscheiden?" — „Bitte, werde nur nicht böse", erwiderte die Krähe höhnisch, „wenn du den toten Hund auf deinen Schultern für einen Hammel ausgeben willst, meinetwegen!" und sie flog fort. Wieder einige Schritte und der Schakal kam dem Brahmanen entgegen, begrüßte ihn und meinte: „Oheim, das Fleisch muß doch jetzt sehr knapp bei euch sein, daß du schon einen toten Hund auf deinen Schultern nach Hause trägst, pfui Teufel!" Da erschrak der Brahmane und weil bis jetzt alle den Hammel für einen toten Hund erklärt hatten, glaubte er endlich, es wäre wirklich einer, warf ihn wütend auf die Erde und fing an, sich zu beklagen, daß der Bauer ihn so betrogen hätte. „Ja," sagte der Schakal, „wenn die Leute in deinem Dorf erfahren, daß du einen räudigen Hund für einen Hammel gehalten hast, dann werden sie dich tüchtig auslachen und die anderen Brahmanen stoßen dich aus deiner Kaste." Das wollte der Brahmane natürlich nicht und bat darum den Schakal himmelhoch, er möge doch die Sache für sich behalten. „Das will ich wohl tun," meinte der Schakal, „und will den toten Hund sogar vergraben, aber unter 10 Goldstücken tue ich es nicht!" Da bezahlte der Brahmane dem Schakal noch 10 Goldstücke, ließ ihm den Hammel und ging ärgerlich nach Hause. Der Schakal aber rief seine beiden Freunde, den Wolf und die Krähe her, und die Dreie fraßen den Hammel auf.

Am Ganges stand ein Baum, der einem Affen gehörte, der darauf wohnte und sich von seinen Früchten nährte. Nun geschah es einmal, daß ein Delphin aus dem Wasser kam, sich in den feuchten Sand unter dem Baume legte und seine Mittagsruhe hielt. Als er wieder erwachte, sah er den Affen oben in den Zweigen des Baumes sitzen und unterhielt sich mit ihm, bis er wieder fortschwamm. Am anderen Tage kam der Delphin wieder, auch den dritten und vierten Tag, und mit der Zeit wurden er und der Affe gute Freunde, die manche Stunde miteinander verplauderten. Immer, wenn der Delphin Abschied nahm, gab ihm der Affe einige Früchte seines Baumes mit, die der Fisch dann seiner Frau zu Hause brachte. Eines Tages nun sagte die Frau des Delphins zu ihrem Manne: „Sage mir nur, von wem bekommst du die herrlichen Früchte, die mir immer so gut schmecken?" — „Von meinem Freunde, dem Affen," erwiderte der Delphin und erzählte seiner Frau von seiner Freundschaft mit dem Bewohner des Baumes. „Ach," sagte die Frau, „jemand, der wie dein Freund, der Affe, immer von solch köstlichen Früchten lebt, der muß ein Herz haben, das besser schmecken wird, als alles andere auf der Welt. Darum, wenn du mir eine große Freude machen willst, so verschaffe mir das Herz des Affen." Der Delphin erschrak und sagte zu seiner Frau: „Du bist nicht klug! Dann versuchte er auf alle Art und Weise, ihr die Sache auszureden, allein sie ließ nicht nach und quälte den armen Mann Tag und Nacht, er solle ihr das Herz des Affen verschaffen; bis er endlich nachgab und zu ihr sagte: „Nun gut, es ist zwar unrecht, was ich tue, allein nur um Ruhe und Frieden im Hause zu haben, will ich dir nachgeben und den Affen herbringen, daß du ihn töten und sein Herz essen kannst." Darauf machte er sich auf den Weg, und als er unter dem Baum des Affen angekommen war, stellte er sich so betrübt und ärgerlich, daß sein Freund ihn fragen mußte, was ihm fehle. „Ach," sagte der Delphin, „die Weiber, die Weiber! Ich habe meiner Frau von deinen schönen Früchten gegeben, die du mir geschenkt hast u. habe ihr viel von dir erzählt, und nun quält sie mich, daß ich dich einmal zu uns einladen und köstlich bewirten soll, weil wir, wie sie meint, sonst in deinen Augen undankbar und habgierig erscheinen würden, auch möchte sie dich gar zu gern kennen lernen, Gespräche mit dir führen und dir für die herrlichen Früchte danken." Der Affe aber hatte keinen Arg und sagte: „Gewiß würde ich auch gern einmal zu dir auf Besuch kommen, um deine liebe Frau kennen zu lernen, aber du weißt ja, daß wir Landtiere nicht im Wasser leben können, ich müßte also elend ertrinken, wenn ich in deine Wohnung käme." — „Ach, damit hat es keine Not," sagte der Delphin heuchlerisch, „mein Haus steht ja auf einer hohen Sandbank, ganz trocken mitten im Fluß gelegen, wo kein Tropfen Wasser hinkommt. Aber natürlich bist du zu stolz, dich soweit herabzulassen, mich zu besuchen." — „Ach nein," sagte der harmlose Affe, „und wenn dein Haus über und nicht unter dem Wasser liegt, würde ich mich gewiß sehr wohl bei dir fühlen, allein der Besuch ist dennoch ganz unmöglich, denn ich kann ja nicht schwimmen!" — „Deswegen kannst du unbesorgt sein", meinte der Delphin, „wenn du mich wirklich besuchen willst, so setze dich auf meinen Rücken, und ich schwimme mit dir zu meiner Wohnung, und abends bringe ich dich ebenso sicher wieder zurück." — „Warum hast du das nicht gleich gesagt, Lieber?" sagte der Affe, „dann wären wir bereits auf dem Wege nach deinem Hause," und er kam schon den Baum herab, setzte sich dem Delphin auf den Rücken, und der schwamm mit ihm den Fluß hinunter. Als der Affe sich mitten in dem großen Wasser sah, bekam er Angst und bat den Delphin, er möchte sich ja nur beeilen, daß er recht bald wieder aufs Trockene käme. Der Delphin aber dachte bei sich: „Nun kann der Affe mir nicht mehr entgehen, warum soll ich ihm jetzt nicht die Wahrheit sagen, damit er noch vor seinem Tode seine Sünden bereuen und sich seinem Schutzgotte empfehlen kann." Darum sagte er zu dem Affen: „Du wirst nie wieder aufs Trockene kommen; denn meine Frau verlangt mit aller Gewalt dein Herz zu essen und hat mich so lange gequält, bis ich dich dazu gehalt habe. Bereue schnell deine Sünden und bitte deinen Schutzgott, denn du mußt sterben, so leid es mir auch wegen unserer langen Freundschaft tut!" Da erschrak der Affe, faßte sich aber schnell und sagte zu dem Delphin: „Mein Herz verlangt deine Frau, warum hast du mir denn das nicht gleich gesagt? Mein Herz habe ich natürlich nicht bei mir, das bewahre ich in einer Höhlung meines Baumes vor Nässe und Kälte sichere auf. Hättest du mir nur zu Hause ein Wort davon gesagt, so hätte ich es heruntergeholt und dir gleich mitgegeben; also bringe mich nun möglichst schnell wieder zu meinem Baume zurück, dann nehme ich es aus der Höhlung heraus, und du kannst es dann deiner Frau hintragen." Da freute sich der Delphin, daß er den Affen nicht zu töten brauchte, kehrte sofort mit ihm um, und als er wieder am Ufer war, sprang der Affe schnell wieder von seinem Rücken und kletterte eiligst auf seinen Baum, während der Delphin im Ufersande wartete. Als er längere Zeit vergeblich geharrt hatte, rief er dem Affen zu, er solle ihn doch nicht so lange warten lassen und schnell sein Herz herunterbringen. Aber der Affe lachte ihn von seinem sicheren Baume aus und sagte: „O, du schlechter Freund, was ist wohl größer, deine Dummheit oder deine Falschheit? Hast du wohl jemals gehört, daß irgend ein Wesen auf der Welt zwei Herzen habe?" Da merkte der Delphin, daß ihn der Affe überlistet hatte, und versuchte es noch einmal, ihn zum Mitgehen zu bewegen, indem er sagte, es sei ja alles nur in Scherz gewesen, und er schwöre ihm bei den heiligen neun Dingen, daß er sicher wieder nach Hause gebracht werde. Allein der Affe sagte: „Einmal hat mich deine Dummheit und meine Schlauheit gerettet, das zweite Mal könnte es nicht so gut gehen, darum wandle du deine Wege, ich will die meinen wandern, und dann verkroch er sich in den Aesten seines Baumes, während der Delphin ärgerlich auf Nimmerwiedersehn fortschwamm.

Es war einmal ein Reiher, der war so alt geworden, daß er gar keine Fische mehr im Wasser sehen, also auch keine mehr fangen konnte. Darum stand er einmal am Ufer eines Sees und weinte. Da kam ein Krebs aus den Wasser und fragte ihn: „Onkelchen, was hast du denn, warum weinst du?" „Soll ich nicht weinen?" erwiderte der Reiher, „zwölf Jahre leb ich schon an diesem See, und jetzt haben die Sterndeuter prophezeit, daß er in sechs Monaten ausgetrocknet sein wird, darum weine ich über ihn." — „Aber," sagte der Krebs erschreckt, „wenn der See austrocknet, was soll denn aus mir und den Fischen werden?" „Ach, ihr müßt dann alle elend zugrunde gehen", sagte der Reiher und weinte immer heftiger. Mittlerweile hatte sich eine ganze Anzahl von Fischen versammelt, die klagten und jammerten und fragten den Reiher, ob es denn gar keine Rettung für sie gebe. „Rettung wüßte ich schon," sagte der Reiher, „hinter jenen Bergen, vier Meilen von hier, liegt ein großer See, der niemals austrocknen kann, dorthin müßt ihr alle auswandern." — „Ja, das können wir leider nicht," meinten die Fische, „weil wir je auf dem festen Lande nicht fortkommen," und der Reiher sagte: „Das ist wahr, aber ich wüßte schon Rat. Wenn ihr auf meinen Rücken stegen wollt, einer nach dem anderen, so will ich euch gern aus alter Freundschaft hinübertragen." Der Rat gefiel den Fischen, sie umringten alle den Reiher und riefen: „Väterchen, Onkelchen, Brüderchen, trage mich zuerst hinüber!" Der Reiher aber sprach: „Mehr als drei bis vier jeden Tag kann ich nicht hinüberbringen, und so mögen sich die vier ältesten mir auf den Rücken setzen, damit ich mit ihnen den Anfang mache." Das geschah, und der Reiher flog mit den Fischen auf dem Rücken fort, aber nur eine kurze Strecke von dem See, dann warf er sie von seinem Rücken auf einen Felsen, flog dann zur Erde und fraß sie auf. Jeden Tag kam er wieder an den See und erzählte den anderen Fischen, wie glücklich und zufrieden die Vorausgegangenen in dem großen See wohnten und lebten, dann nahm er wieder drei bis vier von ihnen mit, um sie zu töten und aufzufressen. Das ging so eine Zeit lang, und die Fische in dem See merkten nichts davon, wie der Reiher sie betrog. Da sagte der Krebs eines Tages zu ihm: „Onkelchen, ich war der erste, der mit dir gesprochen hat, so solltest du mich doch auch einmal endlich hinüberbringen in den neuen See." Und so nahm ihn der Reiher auf den Rücken und flog mit ihm davon. Unterwegs aber fragte der Krebs ihn, ob es an dem neuen See auch viel Futter für seinesgleichen geben würde. Da lachte der Reiher und meinte: „Du wirst dein Leben kein Futter mehr brauchen; denn ich werde dich fressen, wie ich die anderen gefressen habe!" und er zeigte hinunter auf den nackten Felsen, wo der Krebs die Reste der getöteten Fische noch liegen sah. „Hallob," dachte er, „ist das so gemeint, so will ich dich bestrafen", und leise kroch er an dem Hals des Reihers empor, umfaßte ihn mit seinen beiden Scheren und drückte ihn leise zusammen, so daß der Vogel in der Luft anfing zu taumeln und langsam zur Erde hinabsank, wo ihn der Krebs vollends erwürgte. Hierauf kehrte er in den See zurück und erzählte den Fischen die Untreue des Reihers, worauf sie beschlossen, niemals wieder einem solchen Tier zu glauben, was noch bis auf den heutigen Tag Geltung hat.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: R. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 Mittwoch, 4. August 1926

## Der sterbende Wald

Von Thomas A. Gebhardt.

Wer in einer waldreichen Gegend jahraus, jahrein wohnt, hat sehr oft kein rechtes Verständnis für die Schönheiten und die Vorteile des Lebens in der Natur, des Lebens in Gemeinschaft mit einer Waldlandschaft. Es mag manchen geben, der es nicht verstehen kann, warum der Großstadtmensch bei jeder Gelegenheit dem steinernen Meer zu entrinnen sucht. Andere Landbewohner denken nur an die Möglichkeit des Verdienstes, den ihnen die Herrschaften aus der Stadt bringen, ohne sich darüber klar zu werden, wie notwendig es für den Menschen ist, insbesondere für den Städter, den verloren gegangenen Kontakt mit der Natur, wenn auch nur für kurze Zeit, zu fühlen und aus ihm neue Kräfte zu schöpfen.

Im kleinen Europa gibt es noch einige wirklich natürliche Länder und zwischen ihnen, da und dort zerstreut, kleine Wüsten-Oasen, die Städte mit ihren imposanten Steinmassen und Zusammenballungen von Menschen. Steppenland, Waldland und Mittelmeerland sind die ausgeprägtesten Typen europäischen Bodencharakters. Am deutlichsten erkenntlich ist jedoch Europa als Waldland. Ganz Deutschland gehört dazu, Polen, Litauen, Schweden, Dänemark, ein Teil von Rußland, Oesterreich, die Schweiz, Frankreich und England. Politisch getrennt, gehören sie ihrer Natur entsprechend zusammen.

Schon mancher hat den Wald beschrieben, das Leben geschildert, das in ihm gedeiht. Namhafte Schriftsteller wirken in ihren Werken für die Unversehrtheit der Waldnatur, mit der der Mensch eine Lebensgemeinschaft bildet. Wir können unsere Aufgabe nicht darin erblicken, den Versuch einer Aenderung dieser Lebensgemeinschaft zu unternehmen, ohne uns über die Folgen einer solchen Handlungsweise klar zu werden. Und doch zielen wir in der gegenwärtigen Kultur- und Zivilisationsperiode darauf hin, den Charakter der Lebensgemeinschaft, die uns trägt, d. h. der Waldnatur unseres Erdteiles, zu ändern. Die unseren Landstrichen eigene Natur zielt ununterbrochen danach, zum reinen Wald zu werden. In vielen Gegenden Europas halten sich Wald- und Grasflur noch das Gleichgewicht. Der Mensch aber kämpft gegen die Natur an, versucht, den Charakter der Waldnatur zu unterdrücken. Wohl ist der Wald in Europa älter als das Menschengeschlecht, aber: wird er es überleben? France behauptet: „Der Mensch tastet Herz und Leben unseres Landes an, wenn er die Wälder rottet, die Natur mehr verwüstet, als es das Gesetz einer Lebensgemeinschaft im Gleichgewicht zuläßt."

Dieses Gesetz der Lebensgemeinschaft wird durchaus nicht richtig erkannt und befolgt. Eins wirkt aufs andere. Fällt man die Forste an bestimmten Stellen, dann versiegen Quellen und Bäche zum größten Schaden an anderen Orten. Seitdem in Frankreich 50 Prozent, in Spanien noch mehr der Wälder ausgerottet worden sind, wurden mehrere Provinzen so unfruchtbar, daß der größte Teil der dortigen Bevölkerung auswandern mußte und der Rest verarmte. Auch in Deutschland sind bereits sechs Zehntel des noch bestehenden, glücklicherweise noch recht umfangreichen Waldbestandes durch teilweisen Kahlschlag, durch einseitige Forstkultur minderwertig geworden; d. h. anstatt gemischter Wälder findet man mehr und mehr Forsten mit nur einer Baumart. Mit jedem gefällten Baum, den wir aus Unverstand morden, geht ein wenn auch winziges Teilchen in der Geschichte der europäischen Menschheit zugrunde.

## Des Abendrots Schein

Hell leuchtet im Westen
Des Abendrots Schein
Auf Felsen und Zacken und Kuppen,
Es flimmern und flattern
Noch Wölkchen hinein,
Die glitzern wie silberne Schuppen.

Auf Feldern und Wiesen,
Die üppig und grün,
Schon zeigen sich nächtliche Schatten.
Am Waldsaum da drüben,
Da huschen sie hin
Und rasten auf duftigen Matten.

Es schweigen die Vögel,
Die Sänger im Wald,
Geheimnisvoll rauscht's in den Zweigen;
Es schließen die Blumen
Die Kelche alsbald,
Die sanft sich im Abendwind neigen.

Dann rufen die Glocken
Von nah und von fern,
Daß Ruhe dem Tage beschieden;
Am Himmelszelt aber,
Da funkelt ein Stern,
Der Abendstern, „Leuchte der Müden".

G. Loewe.

Es ist schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden, daß es sich die Städte Deutschlands angelegen sein lassen, soviel Baumschmuck wie möglich in ihren Straßen zu besitzen. Daß diese Maßnahmen der Gesundheit des Menschen dienlich sind, wird niemand bestreiten. Trotzdem sind es nur kläg liche Ueberreste eines früheren allgegenwärtigen Baumwuchses, und wer aufmerksam das Wachsen der Großstädte beobachtet, wird finden, daß trotz aller schönen Redensarten selbst von diesem erbärmlichen Waldersatz jedes Jahr etwas mehr verschwindet. Hier ist ein Verkehrshindernis zu beseitigen, dort stört ein Baumriese die Aussicht auf die Straße und wird prompt gefällt.

Aber nicht nur die Stadt versündigt sich an den Wald- und Baumbeständen des Landes, auch die Landbevölkerung, unbekümmert um das Morgen zerstört gedankenlos und opfert dem Moloch „Verdienst" die Zukunft unserer Lebensgemeinschaft. Dies alles trotz der intensivsten Forstwirtschaft, trotz aller Mahnungen von berufener Seite. Man sagt „das Land wird der Zivilisation erschlossen", aber die Eroberung beginnt mit dem Morden von Bäumen, mit dem Sterben der Wälder. Wege und Straßen, nach modernen Grundsätzen erbaut, vernichten große Waldstreifen, anstatt sich unter möglichster Schonung der Bestände ihrer Umgebung anzupassen. Man sollte glauben, daß noch ein natürlicher Schönheitssinn übrig geblieben sei, der instinktiv vor der Gefahr der Verödung warnen würde, dagegen vernichten mit unbarmherziger Hand Städtebauer, Wegebauer, Architekten usw. in wenigen Tagen oder Wochen die schönsten Stellen der Natur, die uns von der Waldgemeinschaft, der wir entstammen und der wir angehören, noch übrig geblieben sind. Es gibt so viele Leute, die einen alten, königlichen Baumriesen für ein Ding betrachten, das die kommerzielle Rückständigkeit und Unerfahrenheit der Vorfahren eigens für sie übrig gelassen hat.

Gewiß hat der Mensch alle Ursache und auch das Recht, sich seiner Umwelt zu bemächtigen, wie jedes Tier. Aber er hat gleichzeitig die Pflicht gegenüber dieser Umwelt, in der Ausnutzung der Natur nicht zu weit zu gehen oder, wie Francé es nennt, eine Gleichgewichtsgrenze zu respektieren. Uebertritt er diese, wütet er gegen die Natur, vermindert er den Baumbestand eines ausgesprochenen Waldlandes, wie es Mitteleuropa ist, so ergeben sich Veränderungen in dem Charakter der Gesamtlandschaft, die auf die Dauer dem Menschengeschlecht, das von ihr abhängig ist, schaden. In Nordwestdeutschland hat man im Interesse der Zivilisation zu viele Moore ausgetrocknet und in Kiefernwaldungen verwandelt. Auch dies ist ein künstlicher Eingriff in natürliches Wachsen. Die Verteilung der Niederschläge ändert sich und bleibt nicht ohne Einfluß auf weite Landstriche.

Wir sehen überall anstatt Anpassungen und Einordnungen in die bestehenden Naturgemeinschaften ein arrogantes Herrschenwollen, das solange verderblich sein muß, als es nicht möglich ist, sämtliche größeren und kleineren Einflüsse zu erkennen und in die richtigsten und vorteilhaftesten Bahnen zu lenken.

Der Waldbestand ist unser schönstes und bestes Gut. Er ist mit dem Begriff der Heimat eng verbunden. Stirbt unser Wald, so sind wir selbst entwurzelte, heimatlose Wesen, die keine Zukunft haben, deren Kräfte versiegen, die von Generation zu Generation die Sünden ihrer Väter mehr und mehr zu fühlen bekommen und büßen müssen.

## Weidmanns-Heil

Stets neu ist der Reiz, den die Jagd dem Liebhaber gewährt. Jede Jahreszeit bringt etwas anderes, jedes Tier, dem nachgestellt wird, entrollt eine neue Seite des Naturlebens. Der rechte Weidmann ist auch nie verdrießlich, wenn seine Jagd einmal nicht die erhoffte Beute geliefert haben sollte; denn er befindet sich trotzdem in gehobener Stimmung; die Natur hat ihren Zauber nicht vergebens auf ihn wirken lassen. Selbst der Sonntagsjäger, der nach den Witzblättern nie etwas schießt, und seine angebliche Jagdbeute bei dem Wildbrethändler einkauft, dessen bester Kunde er ist, der dem gefehlten lustig davonspringenden Hasen gleichmütig nachruft: „Na warte nur, beim Wildbreihändler sehen wir uns wieder!" — Auch er hat soviel erlebt, daß er am Stammtische unendlich viel zu erzählen weiß und zum Jägerlateiner wird, an dessen unglaubliche Jagdabenteuer er schließlich selber glaubt. In diesen Wochen haben viele, die sonst nicht dem edlen Weidwerk obliegen können, in der Sommerfrische wohl Gelegenheit, einen Vorgeschmack von dem hohen Genuß, den die Jagd gewährt, zu bekommen, sei es daß sie an der See die Jagd auf Wasservögel ausüben, sei es daß sie einen Bock oder gar den König des Waldes schießen oder ihre Kunst als Schütze auf Rebhühner erproben können.

Es gibt wohl kaum einen Sport, der den Menschen in innigere Beziehungen zur Natur brächte als die Jagd. Sie stählt und kräftigt den Körper und erhebt den Geist über das Einerlei der Alltäglichkeit. Gibt es für den Menschen etwas Herrlicheres, als was der Jäger in der ersten Morgenfrühe findet. Stimmungsvoll singt Emil Ritterhaus:

„Noch sind die Blumen halb geschlossen,
noch sind die Vöglein schlummermatt,
der Tau, der sich bei Nacht ergossen,

Nr. 181

**Uebertr**

Die Tatsache
tat des Völkerb
den kommenden
übermittelt werde
kerbundsakten ü
haben werden, g
denken Anlaß.
Völkerbund
ohne Deutsch
schlüsse ü
Meistige hoffen
vollendete Tatsa
nalen Kreisen hy
tungsversuch nic

Wir haben
an informierter
Verhandlungen
mit Polen und
nichtständigen
zurückt
Macht ihr Veto
landes einle
gehalt. Eine a
Möglichkeit erö
nachkommen wo
soeben erst im G

Kampf um den
geben.
nachdem es auf
nicht mehr rech
züglich der Dau
Ratsmitgliedsch
ist, verlangt
lung eines nich
Jahre. Diesem
schlag des engli
Teufl entgegen,
gen Ratssitzung
beschluß für dre
verlieren werde
müsse die Völke
dritteinmehrheit
mitglieder ihren
fen. Schließlich
vorgesehenen Be
heit ein nichtstän
es durch Obstruk

Während
ständigen Ratssitz
klären sollen, d
äußert sung
führen. Der spa
erklärt, Spanien
gierung auf den
wahrscheinlich
Zuteilung eines
Moderator Regie
land gegebenenf
sicht unterstütz
trachtet, ist eine
mitglied nur zu
Gegengewicht g
hilfes geschaffen

**Zusamm**
(

Die seit ei
Professoren
Strong, mit
Strong hat
am Sonntag
geben, ersch
dungen fremd
einen europäi
mitglied nur
bei sofort Beri
ländischen Stad
denten der Jod

Man darf
mit dem Jesuit
sachverständige
nationalsozialen
noch mit Strong
ten. Wie
Aussprache der
jung von
Deutschland
Es ist nicht au
schluß an die g
geben wird, un
der Bank von

An Berlin
hauptungen vo
daß von deutsch
Selbstständig
man sind. Der
spräche der zust
nationalsozialen

fällt leis im Wald von Blatt zu Blatt.
Es zittert durch die grünen Hallen
des Morgenwindes duft'ger Hauch,
und wie des Taues Tropfen fallen,
fällt von der Brust die Schwermut auch."

Wie wundervoll hat auch Wilhelm von Humboldt den Einfluß der Natur auf die Menschen dargestellt, wenn er schreibt: „Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, keine, auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und die Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in den vollen Strahlen der immermehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken . .

Solche Empfindungen und Gefühle ruft der Aufenthalt in der Natur, besonders auf der Jagd hervor, und es ist daher nur zu bedauern, daß die Jägerei gegenwärtig nicht mehr das ist, und sein kann, was sie früher war. Sie ist so alt wie das Menschengeschlecht, wird doch schon in den ersten Kapiteln der Heiligen Schrift Nimrod als ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn genannt. Nahrung und Kleidung waren zunächst die Bedürfnisse des Menschen, welche durch die Jagd befriedigt werden sollten. Nicht minder aber war die Bekämpfung und Vernichtung wilder Tiere eine Notwendigkeit zur Sicherung des Lebens. Ursprünglich war daher auch bei unseren Vorfahren die Jagd ein unbestrittenes Recht jedes freien, zum Waffentragen befugten Mannes. Erst im 9. Jahrhundert zur Zeit Karls des Großen traten Beschränkungen ein, aus denen nach und nach das Jagdregal erwuchs, das heißt der Mächtige behielt sich im ganzen Landstrich, wohl gar im ganzen Lande, die Jagd oder doch eine bestimmte Jagdart als alleiniges Vorrecht vor und belegte denjenigen, der dieses Vorrecht nicht achtete, mit schweren Strafen.

Mancher betrachtet wohl jene Zeit für die Jagd als das „goldene" Zeitalter und meint, daß damals die Jagdkunst auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung gestanden habe. Von einer Kunst der Jägerei kann da aber kaum die Rede sein; denn das Wild stand herdenweise im Walde auf Kosten des Gedeihens von Wald u. Feld; stets mußten Hunderte von Bauern bereit sein, tage- und wochenlang und ohne jede Entschädigung Treiberdienste zu leisten. Der Grundbesitz der kleinen Leute war belastet mit mannigfachen Jagdfronen, Hand- und Spanndiensten aller Art; sogar die Hunde mußten für den Grundherrn ohne Entgelt verpflegt werden. Aber auch das Gegenteil ist keineswegs das „goldene" Zeitalter der Jägerei gewesen; denn die im Gefolge der Umwälzungen der französischen Revolutionszeit vielfach erklärte Jagdfreiheit hat der Jagd als solcher die schwersten Wunden geschlagen, von denen sie sich noch heute nicht erholt hat und in mancher Hinsicht auch nie erholen wird.

Die neuzeitliche Entwicklung hat das Jagdregal auf fremdem Grund und Boden, das den Bauernstand überaus schädigte, beseitigt. Dabei aber waren doch gewisse Einschränkungen notwendig, wenn man auf die Dauer überhaupt noch von einer Jagd, deren Erträgnisse auch für das wirtschaftliche Leben von großer Bedeutung sind, sprechen will. Würde jedermann nach Belieben mit dem Schießprügel dem Wilde nachstellen können, so würde es bald nur noch in Museen zu finden sein. Daher darf auch heute nur derjenige die Jagd ausüben, wer im Besitz eines größeren — die Größe ist in den einzelnen deutschen Ländern verschieden festgesetzt — zusammenhängenden Grundeigentums ist. Im anderen Falle kann das Jagdvergnügen jedermann genießen, wenn er eine Jagd pachtet, denn jede Gemeinde, Stadt und Dorf, hat das Recht, die Jagdgerechtigkeit auf ihrem Grund und Boden entweder durch angestellte Jäger selbst ausüben zu lassen oder sie an einen Jagdliebhaber zu verpachten.

Jedes Jagdtier, ob Hirsche, Rehe, Hasen, Schnepfen, Hühner oder Enten usw., hat seine bestimmte Zeit, in der es am besten imstande ist und geschossen werden darf. Die Schonzeit, die durch besondere Gesetze festgesetzt wird, ist für jedes Jagdtier eine andere und auch in den verschiedensten Ländern durchaus nicht gleichgeregelt. Eine strenge Ueberwachung dieser Gesetze ist durchaus notwendig, wenn der Wildstand erhalten bleiben soll. Raubtiere und andere für das Gemeinwohl schädliche Tiere haben natürlich keine Schonzeit und können oder dieses mehr sollen das ganze Jahr über gejagt werden, um ihr Ueberhandnehmen zu verhindern. Zu diesen gemeinschädlichen Jagdtieren wird vielfach auch das Wildschwein gerechnet; mit Recht da, wo es sich stark vermehrt und es zur schwersten Plage für den Landmann durch Aufwühlen der Saat- und Kartoffelfelder wird. Jeder echte Jagdliebhaber legt heute Wert darauf, ein weidgerechter Jäger zu sein und bekämpft die „Nasjägerei", wo er immer auf sie stößt.

Ein besonderes Vergnügen gewährt es, wenn die Jagd zu mehreren ausgeübt werden kann. Die Unterhaltung solcher Jagdliebhaber dreht sich natürlich in der Hauptsache um die Jägerei und bewegt sich nicht selten in Jagdgeschichten und Jagdabenteuern. Daß bei solchen Geschichten, besonders bei einem gemeinsamen Frühstück im Walde, wenn die kurzen Jägerpfeifen lustig dampfen, das Jägerlatein in schönster Blüte steht, ist selbstverständlich, das will sagen, wie es treffend ein Jagdschriftsteller kennzeichnet: „Jägerlatein ist die humoristische Würze, das Salz in der Erzählung von Jagderlebnissen, wobei der Fantasie weitester Spielraum gegeben ist, die Wahrscheinlichkeit niemals ausgeschlossen sein darf, daher gewandt und lebendig erzähltes Jägerlatein dem Laien glaubwürdig erscheint, zur stillen Freude des schalkhaften Erzählers. Es verstößt gegen den guten Ton, die Wahrheit solcher Erzählung anzuzweifeln; im Gegenteil muß der Zuhörer sie scheinbar glauben, aber mit einer Gegenerzählung aufwarten, welche die vorige möglichst überbietet. Treffen zwei Meister in dieser Kunst zusammen, so bereiten sie den gewitzten Zuhörern außerordentliches Vergnügen, während man Laien dabei beobachten kann, die mit vor Erstaunen offenem Munde der Wundermär zuhorchen."

Einen besonderen Reiz übt auf den Jagdliebhaber der Wald aus. Er und auch der Jäger vom Fach stimmen freudig ein in Eichendorffs Lob des Waldes:

„Was wir still gelobt im Wald,
wollen's draußen ehrlich halten:
Ewig bleiben treu die Alten,
bis das letzte Lied verhallt!
Grüß' dich Gott, du schöner Wald!"

—⊡—

## Neue und alte Hauptstädte

Reiseeindrücke von Dr. Heide.

Noch sind die Luftfahrtverhandlungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei noch nicht so weit gediehen, daß man mit dem Flugzeug der Lufthansa, der großen Organisation des deutschen Luftverkehrs, gleich bis Prag durchfliegen kann. Und so ist man gezwungen, schon in Leipzig das schnellere Beförderungsmittel in der Luft mit dem vertrauteren auf der Erde einzutauschen, das einem zwar die Reize der Sächsischen Schweiz unmittelbarer vermittelt, aber die immer wieder von neuem fesselnden Eindrücke einer Großstadt von oben vermissen läßt. Und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man in dem wenig freundlichen und großstädtisch wirkenden Masaryk-Bahnhof in Prag — oder Praha, wie es der Tscheche nennt — ankommt oder vom Flugzeug aus gleich einen Gesamteindruck der an Symbolen einer großen historischen Vergangenheit so reichen Hauptstadt gewinnt. Denn Prag, mit seinem legendenhaften Ursprung aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, wird zu den schönsten Städten der Welt gezählt. Und darauf ist der neue Staat nicht wenig stolz. Sein Ehrgeiz aber, seine Hauptstadt zu einer Metropole ersten Ranges, besonders in politischer Beziehung, zu erheben, dürfte an geographischen Bedingtheiten und nationalen Voraussetzungen scheitern. Mittelpunktslage besitzt die Stadt lediglich in Bezug auf Böhmen, und wer kann heute schon sagen, ob nicht einschneidende Veränderungen auch hier das Schwergewicht eines Tages zu ihren Ungunsten verschieben werden. Das aber steht zweifelsohne fest, daß in Prag das öffentliche Leben pulsiert, daß es auf dem besten Wege ist, internationale Geltung anzunehmen, und daß jede Regierung, wie auch immer sie geartet sein mag, alle Spuren deutscher Kultur zu entfernen sich bemüht. Man will es zu einem Kulturzentrum tschechoslowakischen Denkens und Fühlens machen, wobei der slowakische Einfluß in berechnender Absicht bewußt, aber für diesen Volksteil kaum merkbar, hintangehalten wird. Der Deutsche, der Prag besucht, wird einer höflichen Freundlichkeit begegnen und doch nie das ungewisse Gefühl loswerden, daß diese in Verschleierung der Bedrohung des Deutschtums durchaus in der vorgeschriebenen Linie einer Nationalpropaganda liegt, die hinab bis zum letzten Briefträger oder Eisenbahnbeamten reicht.

Durch Prag ist das politische Schwergewicht von Wien und Budapest entschieden abgezogen worden, von Ungarns Hauptstadt sogar in einem Maße, daß diese zwar an Schönheit mit Prag durchaus konkurrieren kann, an Bedeutung aber als Zentrum eines durch den Frieden von Trianon geradezu wahnwitzig verstümmelten Landes weit hinter dieser zurücksteht. Durch den Verlust von großen, lebenswichtigen Teilen auf allen Seiten des Staatskörpers hat sich die Einflußsphäre Budapests stark verringert. Wäre es nicht durch die Gunst der Lage das Handels- und Industriezentrum eines überwiegend agrarischen Landes, es wäre nach dem Verfall der alten Doppelmonarchie ganz der Bedeutungslosigkeit anheimgefallen.

Der äußere Glanz vieler Bauten dieser „Königin unter den Hauptstädten Europas" ist im Laufe der letzten Kriegs- und Notjahre stark gedämpft. Doch auch für Budapest gilt der Satz, daß Unglück stählt und Kraft verleiht zu neuem, hoffnungsstarkem Schaffen und Wirken. Der Ungar ist stolz auf seine Hauptstadt, von der man wegen des absoluten Fehlens sonstiger Großstädte sagt: Budapest ist Ungarn. Die Bewohner des historischen Ungarns, gleich welcher Sprache, sind durch das starke Band einer gemeinsam erlebten, tausendjährigen Geschichte umschlungen. In ihnen liegt das Andenken an die blutigen, jahrhundertelangen Kämpfe gegen Tataren und Türken, an die Freiheitskämpfe der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, an den kulturellen Aufschwung des Landes unter den Königen Ungarns. Dieses Gedenken einer ruhmreichen Geschichte ist heute, in den Tagen des demütigenden Vertrages von Trianon, tiefer und unauslöschlicher denn je in die Seele des Ungarvolkes gedrungen. Es bestimmt sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln und ist zu einer Kraft geworden, die über kurz oder lang zur Explosion drängen kann. Tria — Non: Ein dreifaches Nein! Diese Umdeutung prangt nicht nur am Rock eines jeden Ungarn, sie lebt und brennt auch in seiner Seele, in seinem Herzen.

Die interessanteste Entwicklung hat entschieden Belgrad in den Jahren nach dem Kriege durchgemacht. Eine Stadt, die über Nacht zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Metropole eines großen und in seiner Bedeutung für die Gestaltung des Balkans nicht zu unterschätzenden Staates geworden ist. Diese plötzliche Machtstellung prägt sich durchaus im Bilde der Hauptstadt des neuen jugoslawischen Staates aus. Denn neben dem orientalischen Zerfall von Straßen und Gebäuden treten glanzvolle Fassaden in die Erscheinung, die durchaus in das Bild einer ganz modernen Stadt passen. Nirgendwo begegnet man derartigen Kontrasten in der äußeren Gestalt einer Stadt, wie hier in Belgrad, nirgendwo aber stößt man auch so hinfällig auf die verteufelte Aehnlichkeit mit der berüchtigten Gründerzeit bei uns nach 1871 wie hier in dieser fieberhaft an seiner Umgestaltung arbeitenden Stadt. Auch hier drückt die allgemeine Weltwirtschaftskrise augenblicklich lähmend auf den Geldmarkt, von dessen Florieren natürlich d. ganze Bautätigkeit abhängig ist. Und dabei sind es weniger die Serben selbst, die den Stolz besitzen, den politischen Mittelpunkt des neuen Staates auch wirtschaftlich und kulturell zu einem solchen auszubauen, als vielmehr die Kroaten und Slowenen, die in der Auffassung von Pflicht und Arbeit das orientalisch trägere Element der Serben überflügeln. Man wird vielleicht in einem Jahrzehnt keine breiten und tiefen Löcher mehr in den wenigen und dazu noch schlecht gepflasterten Straßen Belgrads finden, dazu das innere und äußere Bild vollkommen verändert. Man begegnet aber auch dem vielfach geäußerten Zweifel, ob die Hauptstadt des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen sich überhaupt durchgreifend umgestalten und ihre staatliche Monopolstellung erhalten kann. Der reisende Deutsche kann sich in Belgrad einer Freundlichkeit seitens der Bevölkerung erfreuen, die ohne Hintergedanken ehrlichen Ursprungs scheint. Denn wenn man auch auf die Gegnerschaft im Weltkriege hinweist, so wird einem stets entgegnet, daß der Krieg mit Deutschland nur über Oesterreich möglich gewesen sei.

Wie ganz anders das Stadtbild Sofias! Trotz verlorener Kriege und drückender Reparationslasten ein Bild der Sauberkeit und Arbeit. Man sieht, daß seit dem Weltkriege sich äußerlich nichts mehr veränderte. Dazu fehlte das Geld. Aber man hat das, was man früher schuf, zu erhalten gewußt. Hier fehlen die Gestalten, die in Belgrad vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein auf der Straße herumlungern und -liegen. Und obwohl die Gebiets- und Menschenverluste im Gefolge des Balkans- und Weltkrieges dem Lande schwere Wunden schlugen, merkt man nichts von resignierender Trägheit. 500 Jahre härtesten türkischen Jochs haben den Bulgaren in seiner Widerstandskraft nicht lahmen können, sie waren ihm aber eine lehrreiche Schule, seine Leidenschaften im Zügel zu halten bis zu einem Augenblick, der dem zähen Temperament Aussicht auf Erfolg verspricht. Das scheidet ihn von dem viel leichter entzündbaren Ungarn, der sich dadurch auch einmal zu Unbesonnenheiten wird hinreißen lassen. An nationaler Kraftentfaltung steht er ihm in nichts nach. Zunächst läßt er seine Leidenschaften sich innerpolitisch austoben und schafft an dem Ausbau eines Heeres, das äußerlich, d. h. in der Uniform, der russischen Armee des Zaren nachgebildet ist, in seiner mustergültigen Disziplin aber dem deutschen Militär gleicht. Nicht umsonst nennt man den Bulgaren „den Preußen des Balkans". Begegnet man als Deutscher in Sofia auch nicht der gleichen schwärmerischen Verehrung wie in Budapest, so bringen uns die Bulgaren doch eine persönliche Freundschaft entgegen, die in allem, was deutsch ist, das Vorbild für die eigenen Verhältnisse sieht, und wofür der Ausspruch eines Bulgaren kennzeichnend ist, der mir auf die bejahte Frage: „Germanski?" mit bezeichnender Geste auf die Schulter klopfte und sagte: „Brav, brav!"

Und als die letzte Metropole auf der gleichen Bahnlinie Konstantinopel. Der gutgelaunte, recht, der kürzlich schrieb: „Du schöne, müste, trügerische Stadt, wie spreche ich von dir?" Es ist wirklich ein ergreifendes Bild von Schönheit und Wunder, das sich vom hohen Turm Galatas bietet. Drüben Stambul, mit seinem Häusergewirr, den weißen Moscheen und schlanken Minaretts, die vom Bosporus umspülten Gärten des alten Serail, die Berge Kleinasiens und die blaue Weite des Marmarameers, und zu den Füßen das Gewimmel von Dampfern und Booten im naturgegebenen und idealsten aller Häfen, dem Goldenen Horn. In der Tat zauberhaft, wie die alte, byzantinische Kaiserstadt und Sultanstadt seit der Eroberung 1453 dem Auge sich bietet. Aber wie Konstantinopel von der politisch bedeutsamen Höhe herabgesunken ist, so hat sich auch das aus der Distanz noch glanzvoll wirkende Bild im Innern verändert. Was Zeit und Wetter zerstört, läßt der Türke verfallen. Kaum daß er einen herabhängenden Balken stützt, zerbrochene Fensterscheiben verklebt, Dächer notdürftig flickt. Und dieser äußere Zerfall scheint seine Beschleunigung erfahren zu haben, seit das politische Schwergewicht nach Angora verlegt wurde und dieses sich als der politische Mittelpunkt des Rumpfstaates bewährte. Das ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß Konstantinopel durch seine geographische Lage stets der Brennpunkt weltpolitischen Geschehens bleiben wird, es sei denn, daß die Türkei vollkommen aus Europa verdrängt und Konstantinopel zu einem internationalen Freihafen würde. Das wird ganz davon abhängen, ob die von Angora ausstrahlende Kraft türkischen Nationallebens sich auf dem europäischen Festland durchsetzen oder vom Machtandrang eines Großjugoslawiens auf Kleinasien zurückgedrängt wird.

—⊡—

## Der Diamantenherzog

Das Leben eines fürstlichen Sonderlings.

Von Kurt Siemers.

Das Paris des dritten Napoleon hatte seine feststehende Anekdotenfigur, über die man sich täglich neue Skandalgeschichten oder sensationell und pikant gepfefferte Bosheiten erzählte. Dort Paris kannte den alten Stutzer, der mit einer unwahrscheinlich blauschwarzen Seidenperücke, geschminkt, gepudert, parfümiert und mit kostbaren Juwelen bis zur Unwahrscheinlichkeit beladen, mit ängstlich studierter Lässigkeit über die Boulevards fuhr. Man hätte bei seinem Anblick an einen überalterten Tenor denken mögen, dessen Aufmachung so lächerlich und grotesk wirkte, daß im Zoologischen Garten die Pariser Bürger wie auf Kommando hinter ihm her die Hälse reckten und tuschelnd Mokanterien austauschten.

Diese theatralisch aufgeputzte Jammergestalt hatte einst eine deutsche Fürstenkrone getragen. Er war ein degenerierter Welfensproß, der Sohn des tapferen Siegers von Quatrebras, der noch heute in der Erinnerung seines Volkes als der schwarze Herzog lebt. Die Geschichte kennt den Sohn als Herzog Karl II. von Braunschweig, den sein Volk 1830 aus dem Lande gejagt hat, um den Bruder auf den Thron zu holen.

Man nannte diesen komischen Paladin der Welt, in der man sich nicht langweilt, den Diamantenherzog. Seine Passion für edle Steine, die Art, wie er sie zu tragen und damit zu paradieren pflegte, das alles zeigt uns, daß wir in ihm einen mechanischen Sonderling vor uns haben. Aus seinem Herzogtum hatte er, wie man sagte, außer seinem Leben viele Millionen großartiger Schätze an Edelsteinen gerettet. Judith Gautier erzählt uns eine bezeichnende Anekdote von ihm: „Er bedeckte sich mit Kleinodien, die mit seltenen Steinen geschmückt waren, riesigen Diamanten, Rubinen und Saphiren, und überlud seine Hände mit Ringen; aber niemals sah man Smaragde an ihm. — Eine Dame bezeigte ihm darüber ihre Verwunderung. Er schob den Gürtel seiner Hose zurück und zeigte der peinlich berührten Dame herrliche Smaragde — als Knöpfe seiner Unterhose; er verwendete diese Steine ausschließlich für diesen Zweck."

Des Herzogs Villa, im damals noch schlecht gehaltenen Bois de Boulogne gelegen, war wie eine kleine Festung von sehr hohen und festen Mauern umgeben. Spitzige Eisengestänge verliehen der Behausung das Ansehen eines Gefängnisses; selbst die Einfahrtstore waren mit Eisen gepanzert. Alle Barrikaden und Schutzvorrichtungen hatten nur den Zweck, Diebe von den aufgehäuften Schätzen fernzuhalten, deren eigentlicher Sklave er war. Mitten während einer Theatervorstellung oder einer Gesellschaft ward sich der Herzog in seinen Wagen, um wie toll nach Hause zu fahren und nach seinen Edelsteinen zu sehen. Sein vielfach gesichertes Schatzgewölbe war mit ganz komplizierten Schlössern und mit Selbstschüssen versehen, die den Eigentümer selbst beim Oeffnen in Lebensgefahr brachten. Die Dienerschaft wurde oft nachts durch Probealarm auf ihre Bereitschaft geprüft, und man erzählt, daß der Herzog selber nachts, bis an die Zähne bewaffnet, durch die dunklen Gänge seines Hauses schlich, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß kein Dieb seine Schätze umspähe. Einmal, es muß um das Jahr 1862 gewesen sein, fand der Herzog bei seiner nächtlichen Heimkunft die Tresors erbrochen vor. Die kostbarsten Solitärs fehlten, und mit ihnen der englische Leibkammerdiener. Der Herzog tobte wie ein Irrsinniger, fuhr noch in der Nacht zum Polizeipräfekten in Paris, holte ihn aus dem Bett und erreichte dadurch tatsächlich, daß der Dieb in Le Havre in dem Augenblick verhaftet wurde, als er sich nach Amerika einschiffen wollte. Die geraubten Schätze bekam der Herzog sämtlich zurück. Seit dieser Zeit soll er die wertvollsten davon in einem Ledergürtel auf dem bloßen Körper getragen haben.

Zu dieser Leidenschaft für kostbare Steine und der maßlosen Eitelkeit kam die Sucht, in der galanten Welt eine Rolle zu spielen. Er hielte es, auch im Alter noch den Unwiderstehlichen zu spielen und sich an öffentlichen Orten mit Weiblichkeiten eindeutigster Art zu zeigen. Ein Deutscher, Adolf Ebeling, der den Herzog 1852 oder 1853 in der Italienischen Oper sah, schildert uns, wie die Türe einer Loge sich während der Vorstellung lärmend öffnete und ein Heer mit einer so stark dekolletierten Dame hereintrat, daß es selbst für Paris auffiel. Hals, Busen und Arme waren mit den kostbarsten Diamanten geschmückt. Die Erscheinung ihres Begleiters, des Herzogs, „hatte etwas frappant Aehnliches mit einem Schauspieler oder einem Ballettmeister. Hochrot geschminkt, eine schwarzseidene Lockenperücke, hellgrüne Handschuhe und die ganze übrige Toilette dementsprechend. Dabei alle Finger mit funkelnden Brillantringen besteckt, auf der Brust einen fast handgroßen Brillantstern und die Hemden- und Westenknöpfe ebenfalls aus kostbaren Edelsteinen. Ein ganzer Juwelierladen . . . Der Herzog ließ sich von einem goldgestickten, gepuderten Lakaien ein Opernglas reichen, groß und lang wie ein Doppelfernrohr, das er auf die Logenbrüstung setzte und, unbekümmert um das, was auf der Bühne vorging, begann er damit das gesamte Publikum zu mustern. Dabei schien er aber zugleich ängstlich jede Bewegung seiner Begleiterin zu überwachen, denn die Diamanten, die sie trug, waren die feinigen, und man behauptete, daß er bei solchen Gelegenheiten seiner jedesmaligen Dame (und er wechselte sehr oft mit ihnen) schon im Vorzimmer seiner Loge, gleich nach Beendigung der Vorstellung, den Schmuck wieder abnahm und ihn in die Taschen steckte, um sicher zu sein, daß ihm nichts gestohlen würde." Allerdings ist es trotzdem passiert, daß er durch die Geschicklichkeit seiner „Freundin" um einen kostbaren Stein gekommen ist.

Judith Gautier schildert uns den Herzog, wie er bei einer Hundeausstellung im Zoologischen Garten inmitten seiner Molosserhunde auf einer Estrade paradierte. Die Schilderung seiner Persönlichkeit deckt sich mit der eben wiedergegebenen: „Uns erschien er wie ein Blaubart, mit seiner Schminke, seinen bemalten Lippen, seinen wild-schwarzen Augenbrauen, die — ein bizarres Detail, sehr wohl angetan, ihnen jede Glaubwürdigkeit zu nehmen — an den Schläfen in Ringellocken endeten." Er wollte vor den jungen Mädchen seine Gewandtheit zeigen und hüpfte über die Estrade, um einen Bekannten zu begrüßen. Dabei stürzte er kläglich und fiel zum Glück seinem Sekretär in die Arme.

In den Ballokalen des nächtlichen Paris war der Operettenherzog eine bekannte Erscheinung. Der Gros Duc wurde von den Grisetten und Kokotten mit Du angeredet; aber vergeblich war alle Mühe, dem Diamantenherzog einen Brillanten abzuschwatzen. Seine Passion für Edelsteine siegte zum Schluß immer über die Galanterie.

Charakteristisch war für ihn weiterhin, daß er fast ständig in irgend welche wenig reinliche Prozesse verwickelt war. Auch das zeugt von seiner defekten Geistesverfassung. Es ging um Pferdekäufe, weggejagte Dienstboten oder aber um Skandalgeschichten. Die abgehalfterten Freundinnen des Herzogs erhoben Klage auf Erfüllung irgend welcher Versprechen oder Abfindung. Es scheint, daß in solchen Fällen häufig Erpressung auf Kosten des Herzogs geübt werden sollte. Auf alle Fälle war bei solcher Gelegenheit der Name des Herzogs in aller Munde und wurde in den Schmutz gezogen.

Trotzdem der Herzog in den Tuilerien ein- und ausging und mit Napoleon persönlich auf gutem Fuße stand, konnte er es doch nicht wagen, nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in Paris zu bleiben. Er packte seine Schätze und zog sich nach Genf zurück, wo er das Ende des Krieges abwartete. Nach Ende des Krieges kehrte er nach Paris zurück; aber diese Stadt war nicht mehr das leichtsinnige kaiserliche Paris, das ihm Heimat geworden war. In seinem Palais sah es schlimm aus, nachdem die Communarden es zum Nationaleigentum erklärt und darin gehaust hatten. Der Herzog verkaufte es und zog, die rote Marokquintasche mit den Edelsteinen fest an den Leib gedrückt, wieder nach Genf, wo er 1873 sein tatenreiches, aber wenig rühmliches und im Grunde bedauernswertes Leben endete.

Veranlagung und falsche Erziehung haben aus diesem Nachfahren Heinrichs des Löwen einen närrischen und abenteuerlichen Sonderling gemacht. Einer seiner Erzieher verkam im Irrenhause, andere suchten skrupellos ihre eigenen Vorteile in dieser Stellung. Auch sein Vormund Georg IV. von Hannover suchte Sondervorteile. Karl behauptete später selber, daß man ihn durch schlechte Erziehung „körperlich und geistig zum Regieren habe unfähig machen wollen". Den Grafen Münster, der die vormundschaftliche Regierung geleitet hatte, forderte der Herzog auf Pistolen. Abenteurer und Glücksritter wurden Ratgeber des jungen Herzogs. Adel, Beamte und Offiziere boten vor den Kopf gestoßen, das Volk sah vernunft und Verschwendung seines Regenten, der von Paris auch Miß Colville, seine englische Geliebte, mit nach Braunschweig brachte. Sie bezog als Gräfin Colmar das kleine Schloß Wendessen bei Braunschweig. Der Herzog wurde Vater einer Tochter, aber seine Neigung wandte sich anderen Frauen zu. Mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen verbrachte er seine Zeit. Miß Colville verschwand mit einer anständigen Apanage nach England. Die illegitime Tochter schlug dem Vater nach. Einmal entwich sie in Matrosenkleidern aus dem Erziehungsinstitut, um über das große Wasser zu fliehen. In Paris heiratete sie später gegen den Willen ihres Vaters einen Grafen Civry. Sie wohnte später mit der Mutter, dem Gatten und einem Stall voll Kinder in einem ärmlichen Quartier in der Nähe des herzoglichen Palais. Der Apanageprozeß der Tochter gegen den Vater hielt wieder die Pariser in Atem.

Beim Ausbruch der Julirevolution 1830 flüchtete der Herzog aus den Pariser Freuden wieder in seine Residenz, wo starke Erbitterung über Mißwirtschaft, Not und Teuerung in Volke herrschte. Am 6. September fehlte nicht viel, daß der Pöbel den Herzog nach dem Theater aus dem Wagen gezogen und totgeschlagen hätte. Am Abend des nächsten Tages verließ der Herzog unter den Verwünschungen der Volksmenge das Schloß und bestieg am Wall vor dem Petritor den Reisewagen, während der Hagel, vom Militär unbehindert, das Schloß plünderte. Ganz von ferne noch konnte der Herzog Flammen in den dunklen Himmel schlagen sehen. Sein Schloß brannte. — Das war der Abschied des Herzogs von seinem Lande.

Im November beging er die nur durch seine Geistesverfassung erklärliche Torheit, sein Land wieder erobern zu wollen. Von dem Harz